Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1918

116 (9.3.1918) [] Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 10

Visual Library

Nr. 10 **Karlsruhe, 10. März 1918** Erscheint Samstags

„Alle Engländer sein hoffartig und haben wunderliche Köpffe. . . . (1716.)

„Die Engländer seindt so falsch, daß Ich Ihnen Kein Haar trawe. . . . (1767.)

„Engländer seindt allezeit schlim geweßen . .. Man hatt observirt, daß alle insularen allezeit falscher undt boßhafftiger sein alß die Leute so In terre ferme wohnen. . . . = (1718).

Aus den Briefen der Elisabeth Charlotte (Liselotte) von der Pfalz.

In den Lagunen.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Lagunenmorgen. Sein Erwachen ist voll kleiner flimmernder Landschaftsbilder voll der steigenden Morgensonne und spielender Lichter. Mit seltsamer, engelsliebe Hand entschleiert der junge Tag die Ferne der Heimatalpen. Ein kleines Glück singt melodisch auf, Lieder einer Erinnerung, eine Sehnsucht macht das Blut im Herzen heiß, die Sehnsucht nach der Zeit springt in heißen Quellen, in der in Freiheit die Welt den Menschen und seiner Liebe gehört, dieselbe Welt, um deretwegen Graben um Graben zwischen Schlachten und Handgemenge liegt. Arme Welt, wenn dir die Schloßenschauer rasender Granaten tausend Wunden reißen und die glühenden Krallen deine Schönheit zu Oedmissen und grauenstarren Feldern machen. Lagunenmorgen, voll ferner Lichtseligkeit. Wenn die Meerwinde aufflügeln, über flaches Land wandern, in Kukuruzfeldern ein lautes Rauschen anschlagen, die Wellen über die Lagunenwasser treiben. Ein geheiligter Traum blüht am Himmelsrande auf. Rosenketten gleich sind die Berge, die Schneefelder glühen erregt und erschauernd. Der junge Sonnentag zeichnet mit zartem, hartem Griffel Kontur um Kontur. Still schauen die Soldaten in diese Winterferne der Kärtner und Tirolerberge. Mit scharfen Strichen reißen die Sonnenhände Grate, Hänge, Kämme und Flühen ein, mit leuchtendem Blau neigt sich der Himmel nieder. Kleine Wanderwölklein, selig angehaucht, segeln, sich lächelnd in den Wassern bespiegelnd, immerzu. Auf den Dammstraßen, die Erde mit Erde, oder Insel mit Insel verbindet, die bis tief in die ebene Landschaft laufen, einem Netze gleich im Lande liegen und dieses bewohnbar machen. Wenn es regnet, werden diese Straßen weich und sind streckenlang mit ausgefahrenen Löchern und Schleiffurchen geradezu unfahrbar. Auf diesen Dammstraßen vorwärts gelangen wir an den Damm, der die vorderste Front bildet. Es ist eigentlich eine Front im Meer, wenn man so sagen darf. Die Vorposten und Horcher, die Schleichpatrouillen führen ein Robinsonleben, wenn auch nur für Dienststunden. Die Posten stehen auf kleinen Inselchen, auf Erdzungen. Langsam und ruhig geht der Piave dem Meere zu. Eine Dammstraße begleitet ihn, ein Kanal geht parallel, biegt dann links ab, dem Meere entlang. Das Frontbild ist natürlich ein ganz anderes. Die operativen Möglichkeiten ändert das Terrain, die operativen Dinge und Dingelchen haben ein ander Gesicht, als oben am Isonzo.

Es ist ein ander Ding, als bislang im Stein. Ein Krieg im Geheimnisvollen könnte man sagen. Die Aufmerksamkeit ist auf das Schärfste eingestellt. Regel und Gegenmaßregel. Ein winziges Land, ein Erdkopf zum Stützpunkt ausgebaut, muß die Stellung halten. Das Wasser raunt im ewigen Gleichmaß, der Rhythmus eines verschlafenen Liedes, das sich immer wieder in Schlummer summt. Lautlos gleiten die Kähne, Nachtschatten gleich, von Insel zu Insel. Jeder Axthieb läuft wie ein aufgescheuchtes Tier über die Lagunenweiten.

Das Wasser ist eine Gewalt. Man ahnt diese Gewalt. Man ahnt die Kraft, die ihm innewohnt, wenn es frei und entfesselt ist. Elemente brauchen Raum. Zäh und mit verbissenen Zähnen liegt der Mensch im Ringen mit ihm. Hart und streng gräbt sich die Linie durchs Land. In gedämmten Kanälen steht still und verstockt das Wasser. Zwischen Weiden und Pappelalleen schläft es, gebannt von künstlichen Betten und Schleußen. Durch die Ruhe singt der Wind, oder der Ruf einer segelnden Möve.

Eine „stille Front", diese Strecke in den Lagunen. Bis auf die Minenwerfer und Kleingewehre. Manchmal schlägt wohl auch ein Feuerregen leichter und mittlerer Artillerie auf. Dann hellt das ganze Land, als würde der Schall wie ein Wahnsinniger über Baumwipfel springen. Oder: eine Seele trommelnder Wirbel von Infanteriegewehren. Sonst ist es „still". Still im Vergleiche zum Karst, natürlich das Wort „an der Front nichts Neues" ist schlechthin eine bekannte Unmöglichkeit. Nur die fortwährenden Geschehnisse, diese kleinen Geschehnisse durch alle die Kriegsjahre hindurch haben eine Alltäglichkeit geschaffen. Diese Front-Alltäglichkeit schließt immer mehr in sich, und sie scheint besonders der Lagunenfront zu gehören. Das Wasser verhindert gewiß eine Menge Pläne, kleine Kämpfe, Kriegslisten; andererseits aber läßt es doppelt so viel an Möglichkeiten zu. Nur die Zeit des Reifwerdens der Pläne ist länger geworden. Sonst trägt der Tag alle Bilder von Sonnenlandschaften. Der Himmel ist im reinen Blaue und in seiner Freiheit wandern die weißen Wolken. Großen Parks gleich dehnt sich das Land, wilde Gärten, einsame Häuser. Das Spiel der Wolken spiegelt sich in den Wassern wider. Die Adria blüht ihren lang genug vom Kriegslärm zerpflügten Traum in den Buchten von Grado und Panzano, kleine Dampfboote rauschen draußen. Und der Blick, der Fernalpen und Meer überspannt, ist voll leisen Glückes über so viel Schönheit, die Wunder des Tages sind lieb und anmutig genug, das Auge und Herz der Soldaten zu erfreuen, die tief im fremden Land, wie oft an ihre Heimat denken mögen. Weit rückwärts, man weiß nicht wo, fängt eine zarte Kirchenglocke ein Geläute an, das sich auf den Flügeln von Abendwinden tief in die Ebene tragen läßt. Das Meer erglänzt in perlender Herrlichkeit, die Lagunen raunen, die Alpen deckt der Abend mit dämerblauem Samt zu, die Firnen verlöschen wie niedergeschwellte Lichter. Der Tag neigt sich. Und die tausend Hände, die im Abend sind, verwischen jegliche Sicherheit. Die Sonne kann sich von der schimmernden Pracht des Meeres nicht trennen. Der Abendstern liegt hoch mit hohem Glänzen und Flimmern, und mahnt den Tag, zur Ruhe zu gehen. Die Lagunenwasser gleißen auf, wie heiße rote und silberlachende Augen, flackern und verlöschen. Dann kommt diese herrliche, seltsam blaue Dämmerung leise wandelnd mit zarten Frauenschleiern, bis alles in Stille liegt, und selbst die Winde in den Bäumen schlafen. Es ruht alles. Ueber der Lagunenfront schlägt die Nacht ihren Mantel zusammen, bis auf die Sterne, die in den Wassern blühen.

* * *

Es wäre weiter nichts dabei. Ein Stück Front, wie irgend ein anderes. Kampf und Krieg dort und da. Aber da beginnt die Sehnsucht leise an Herz und Sinn zu klopfen: Du! Ich bin

tal Und verwandelt den Soldaten zum Menschen. Zum Menschen mit Empfindungen und Gefühlen. Es ist ein Unterschied. — Und es ist seltsam, wenn man diese einfachsten der einfachen Soldaten Menschen werden sieht, wenn man ihnen in Augenblicken begegnet, in denen ihr Herz und Sinn alle die Schönheit der Welt empfindet. Es ist für den Soldaten ein Glück, von leisen schimmernden Händen gehalten. Und diese Schönheit hat ihre eigene wundersame Gartenheimat. Der Blick wird weit und lang und in Herz und Adern regen sich heiße Wellen. Im Tage des Karstes stand die große steinerne Oednis, die zu heißen Zeiten zur fiebermüden, strengen Landschaft wurde. Im Tag des Karstes träumte nicht diese Milde und kosendselige Sonnenländlichkeit. Der Stein trug sein unbeweglich Gesicht. Des Morgens, wenn die Meerweiten erwachen, dann geht der Blick über die Front hinaus in die Alpenferne und begrüßt die steigende Sonne über schimmernde Gipfel und Firne. Ergriffen schaut man abends dem Reigen des Tages zu, dem schweren Scheiden der Sonne vom glänzenden, lichtschäumenden Meer. Ein großes Stück gehört der Schönheit, und die Sehnsucht und seelische Erholung hat ein großes Anrecht in stillen Stunden.

Und beruhigter, wenn auch nicht immer des Warums bewußt, legt sich Soldat und Mensch zum Schlafen neder, weil die Welt im riesengroßen Grauen doch noch Platz für Seligkeit und Schönheit hat. (V. Z.)

Der Auslanddeutsche.

Ich raffe gern, o Mutter, alle Steine,
Die Widersacher schleudern Deiner Bahn
Und trinke kühn den Becher mit dem Weine,
Vergiftet von der Feinde Haß und Wahn!

Ich saß mit Fremden friedlich bei dem Mahle,
Mein Herz stand offen, brüderlich mein Sinn,
Da fuhr mein Nachbar auf, es brach die Schale,
Als ich gestand, daß ich ein Deutscher bin!

Wohlan, sprach ich, so laßt mich ehrlich scheiden,
Ein Arger läßt sein Vaterland im Stich!
Nicht Trug, nicht Larven will ich fürder leiden, —
Was ihr an Deutschland schmäht, ich nehm's auf mich!

Dann ging ich einsam. Wehmutvolle Klagen
Betrauerten den schmerzlichen Verlust,
Den ich dem Vaterland als Opfer tragen,
In seinen Flammen herb verbrennen mußt!

Da trat aus herbstlich golddurchwirkten Bäumen
In Glanz und Purpur die Gestalt heraus,
Die mich gesäugt, geschaukelt in den Träumen
Der Kindheit und der Jugend Sturmgebraus!

Sie legte segnend Ihre guten Hände
Auf meine Schläfen, meiner Stirne Brand,
Bis mir erstrahlte weithin das Gelände
Und frei mein Herz die Flammenworte fand:

Wer Dir, o Mutter, an der Brust gelegen,
Ist stark genug, er fürchtet keine Blöße!
Er lacht, und wenn sich tausend Wölfe regen
Und freut sich heimlich Deiner Sternengröße!

Lemberg. Konrad.

Der Herzog.

Wir lesen in der „Korrespondenz Belgien" das folgende feingezeichnete Bildchen:

Nichts Köstlicheres, sagte der vortreffliche alte Konsul M., als gut zu essen und ein wenig Theater dazu zu haben: eine schöne Frau am Nebentisch, ein Liebespaar in einer Ecke oder einen interessanten Kellner. Ein Tisch mit geburtstagfeiernden Belgiern ist ein Genuß wie ein Gemälde von Jordaens. Aber das Netteste hab ich neulich abends erlebt. Komm ich so gegen 10 Uhr abends in eines der besseren Weinlokale der Brüsseler Oberstadt. Wie gewöhnlich jetzt infolge der Preise ist es dort gähnend leer, nur in der Ecke sitzt ein alter Herr. Gut angezogen, gute Wäsche, an die Sechzig, runder gesunder Kahlkopf, energische weiße Brauen, lebhafte große Augen, gutmütiger Schlemmerhabitus. Für einen Durchschnittsbelgier entschieden zu distinguiert. Also wohl ein Deutscher von irgendeiner der Zentralen. Wie er aber seine Suppe ißt: nein, doch ein Belgier, ein Deutscher von dem Aussehen schlürft nicht wie ein Nilpferd. Er spricht auch gut Französisch. Interessant, was er sagt. Wieviel Glas Chartreuse habe ich eigentlich neulich getrunken?" Dann erkundigt er sich beim Kellner, was für Wein ich bestellt habe. Und so kommen sie auf Weinjahre zu sprechen. Der Kellner: Es scheint, daß 1911 ein gutes Jahr für deutsche Weine war. Der Fremde: Ja, und man sagt, für Bordeaux war 1907 ein ausgezeichnetes Jahr. Der Kellner: Und für Champa[gner] 1904. Der Fremde: Und 1902. Frau Gräfin Chandon, [Be]haberin von Moet u. Chandon, hat das ganze Jahr 1902 zur[ück]kaufen lassen. Ueberall, in allen Restaurants, egal zu welch[em] Preis. Weil er so gut war. — Uebrigens, wenn Sie noch w[ir]lichen Château Yquem finden, können Sie ihn mir schicken. W[enn] ich ihn nicht kaufe, zahle ich doch die Flasche, die ich probiere. (G[ute] Weinhändler also?) — Folgt eine Belehrung über Brüss[eler] Champagnerfabriken. Dann, nachdem er sein Fleisch ge[gessen] und bedauert hat, daß es kein Gebäck zum Nachtisch gibt, [bestellt] dessen eine Chartreuse bestellt hat: Alles wird jetzt teuer, [und] schlecht dazu. Neulich bin ich — er erzählt das, als ob er [sich] selbst darüber wundert — wirklich mal regelrecht wütend [ge]worden in einem Restaurant. Teuer und schlecht, das ist w[irk]lich zuviel. Uebrigens, wissen Sie nicht, fragt er den Wi[rt], was aus dem Oberkellner bei P. geworden ist? Der sollte [mir] Seife besorgen. — Sagen Sie, ist das dieselbe Chartreuse [wie] neulich? „Ja". „Sie ist etwas heller als gewöhnlich. [Sie] verlängert?" „Unmöglich." „Hm. Die Rechnung. . . Wievi[el]? „34 Franken." „Schön — ach bringen Sie mir noch eine Ch[artreuse]treuse. Und Zucker!" Und nun während er seine Chartr[euse] umrührt und dazu Zucker ißt, daß es kracht, gedankenvoll: „[Das] allerschlimmste ist, daß man nicht mehr fahren kann!" „[Am] Bahnhof gibt es Droschken", sagt der Kellner und denkt [an] Pikkolo ein gutes Trinkgeld zuzuschanzen. „Ja, am Bahn[hof]. Aber sie kommen nicht rauf. Und selbst wenn. Aber die ar[men] Pferde! — Mein César, sie kennen meinen César, ist seit [zwei] Wochen krank. Ich muß zu Fuß ins Hotel gehen!" „Es fah[ren] doch Elektrische!" „Jawohl, es fahren Elektrische. Aber man m[uß] umsteigen. Und an einer Straßenecke warten. Zweimal habe [ich] schon Botanischen Garten zu Fuß bis zum Hotel gehen müß[en]. (Vier Minuten.) — Ja. — Uebrigens, wenn Sie den Kell[ner] bei P. sehen sagen Sie ihm doch daß ich immer noch auf se[ine] Seife rechne. — Meinen Mantel. — Ach, das Elend! Nun stel[le] Sie sich bloß vor, daß ich jetzt zu Fuß gehen muß. Zu Fuß! [Ach,] Ach, es ist wirklich kein Spaß mehr. Wirklich nicht. Gut[en] Abend." — „Guten Abend, Herr Herzog!"

Sieh mal, denk ich, dem sitzt sein Name gut. Kaum a[ber] hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, so ruft der Kellner h[alb] grimmig, halb ironisch: „Er muß zu Fuß gehen! Welch [ein] Unglück! Er muß zu Fuß gehen, der Märtyrer!" „Wer w[ar] der Herr?" frage ich. „Der Herzog von N., mein Herr. Und [er] muß zu Fuß gehen! Bis zur Haltestelle, wohl verstanden. Welcher Jammer. Fünf, sechs Stück Zucker ißt er zu ei[ner] Chartreuse, und manchmal trinkt er drei, vier hintereinand[er]. Und er muß zu Fuß gehen! Daß er sich bloß nichts wegh[olt]. Zum Frühstück aß er, zum Frühstück, zwei Kilo Hammelkeu[le]. Und er muß zu Fuß gehen. Jawoll!"

Armer Herzog! Er war so nett und gesprächig mit de[n] Kellnern, und sie haben gar kein Mitleid mit ihm.

Das Geheimnis der „Germani".

Trotzdem man meist keine Ursache zu haben glaubt, s[ich] über den Volksnamen „Germani" den Kopf zu zerbrechen, st[eht] eine einwandfreie Beantwortung der Frage nach der Ent[]stehungsgeschichte dieses Wortes noch immer aus. Tatsächl[ich] wissen wir noch immer nichts Genaues über die Bedeutung u[nd] Herkunft des Volksnamens der Germanen, und darum ist je[de] neue Stellungnahme zu diesem grammatisch-ethnologische[n] Problem von hohem Interesse. Auch in den Ausführungen de[s] Professors Eduard Norden, die in den letzten Sitzungsberichte[n] der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften veröffent[]licht werden, wird erklärt, daß sich Grammatiker und Ethnologe[n] seit Jahrhunderten, ja, wenn man auf die Anfänge zurückgeh[t], seit Beginn unserer Zeitrechnung mit dem Lösungsversuche de[s] Problems beschäftigt haben, das gegenwärtig wieder besonder[s] lebhaft in Forscherkreisen erörtert wird. Viele Gelehrten ließe[n] sich durch die Kongruenz des Stammnamens Germani mit dem Adjektiv „germanus" blenden. Die Wissenschaftler, die diese Ansicht vertreten, berufen sich auf den Geographen Strabo, de[r] von der großen Aehnlichkeit der Kelten und der Germane[n] spricht, wobei aber die Germanen noch einen Ueberschuß an Wild[]heit, Körpergröße und Blondheit besäßen, um dann fortzu[]fahren: „Deshalb scheinen mir die Römer den Germanen diese[n] Namen beigelegt zu haben, indem sie dieselben gewissermaßen als echte Gallier bezeichnen wollten; denn nach römischer Sprache bedeutet Germanen so viel wie Echte." Norden weist diese Anschauung zurück, indem er ausführt, daß Wortkongruenzen sich nur allzu oft als Irrlichter erwiesen haben. Die lautliche Uebereinstimmung von Völkernamen sei nur da bedeutsam, wo sie anderweitig überlieferte oder sicher erschlossene ethnische Zusammenhänge bestätigen. Bereits im Jahre 1843 glaubte der Forscher G. Waitz feststellen zu können: „Alle Erklärungen, die sich auf die Worte des Strabo stützen . . . scheinen mir so unhaltbar, daß man dabei nicht zu verweilen braucht: so entsteht kein Volksname."

Die Bemühungen, den Germanennamen aus deutschem Sprachsatze zu erklären, haben keinen Erfolg gehabt. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß es sich um einen ursprünglich keltischen Namen handelt. Jeder Cäsarleser erinnert sich des in den gallischen Memoiren wiederholt genannten, auf keltischem, speziell belgischem Boden ansässigen Stammes der „Germani", die Cäsar zum Unterschiede von ihren rechtsrheinischen Namensgenossen „Germani cisrhenani" nennt. Die Häuptlinge der mächtigsten der fünf Völkerschaften, in die jener Germanenstamm sich gliederte, trugen aber keltische Namen. Ihr Häuptling bezeichnete, nach Cäsar, sich und die Seinen als Gallier und sprach von den rechtsrheinischen Germanen wie von Fremden. Da von den Namen der fünf Teilvölkerschaften drei anerkanntermaßen keltisch sind, der vierte in seiner Bildungsart undurchsichtig ist, und der fünfte durch sein zweites Bildungselement „mani" an Germani gebunden erscheint, dürften also die Germanen ihre Namen von dem keltischen Nachbarvolk erhalten haben, wie sie ihrerseits ihren östlichen Nachbarn, den Esthen, Wenden und Finnen germanische Namen gaben. Aber auch dies muß eine Vermutung bleiben, es handelt sich nur um ethymologische Experimente, deren Ergebnis darin gipfelt, daß man nichts Bestimmtes weiß. Eine wirkliche Feststellung über die Herkunft und Bedeutung des Volksnamens Germani wäre nach Ansicht Nordens nur durch Inschriftenfunde möglich, die Hoffnung, das Geheimnis endgültig zu lüften, muß aber als äußerst gering bezeichnet werden.

Zur Psychologie von Wien und Berlin.

○ Viel älter und viel volkstümlicher, zugleich aber auch wesentlich unpolitischer als das erst durch den Krieg klar herausgebildete mitteleuropäische Problem ist das Problem „Wien-Berlin". Jeder mit irgendeinem Grad von Kulturbewußtsein ausgerüstete Europäer besitzt ein lebhaftes Gefühl von dem unterschiedlichen Wesen Wiens und Berlins, und es ist nur natürlich, daß die Bürger dieser beiden Städte sich immer wieder mit der Erörterung der vielen hierher gehörigen Fragen befassen. In ihrem im Verlage von Oesterheld u. Co. erschienenen außerordentlich inhaltsreichen Buch „Wien und Berlin" unternehmen es Julius Bab und Willi Handl im Rahmen eines großangelegten Vergleiches die Psychologie der beiden Hauptstädte Mitteleuropas näher zu untersuchen.

Grundlegend stellen sie fest, daß das mitteleuropäische Problem oft im Gleichnis durch die Gegeneinanderstellung von Berlin und Wien aufgedrückt wird, daß aber in Wahrheit das politische Problem durchaus nicht identisch ist mit den Fragen, die sich bei Betrachtung der Lebensverhältnisse der beiden Großstädte aufdrängen. „In keiner politischen Gleichung darf die Hauptstadt für das Land gesetzt werden. Selbst Frankreich überrascht, wie in jeder Schicksalsstunde, so auch heute, die Welt mit der Erkenntnis, daß Paris durchaus nicht das ganze Land ist, daß die „Provinz" doch noch über gewaltige Kraftquellen eigener Art verfügt. Dabei ist denn doch Paris noch in einem ganz anderen Grade französischer Mittelpunkt, als Berlin deutscher und Wien österreichischer. Denn die alte Staatsform der deutschen Länder hatte keine städtische Zentrale, und die neue verlegte das Gewicht der Hauptstädte aus dem alten Kulturland heraus in östliches Kolonialgebiet. Diese Entwicklung bringt es mit sich, daß Deutschland wie Oesterreich über eine große Reihe von Städten verfügen, in denen die Geschichte selbständig wirksames Leben aufgespeichert hat, sodaß die heutigen Regierungszentren bei aller Wucht des organisatorischen Prinzips doch niemals auch nur entfernt das ganze Leben der beiden Länder in sich zusammenfassen können."

Die Kunst, Berlin und Wien zu vergleichen, wird seit ungefähr drei Generationen ausgeübt. Im Anfang dieser Zeit beginnender Vergleiche prägte ein deutscher Romantiker, der Schwabe Justinus Kerner, den auch für das heute noch verbreitete Unterschiedsgefühl charakteristischen Vers:

„Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin.
Als Herz doch legt er Wien, das herzliche, in ihn."

In diesem Vers steckt viel Richtiges, aber er ist schon darum nicht allgemein gültig, weil kein Lebewesen ganz ohne Kopf und ganz ohne Herz zu existieren vermag. „Zwei Wesen, die in Wirklichkeit so lebendig vorwärts schreiten, wie Berlin und Wien es tun, haben eben tatsächlich Kopf und Herz: eine soziale Tatkraft wächst letzten Endes doch nur auf irgendeinem Kulturboden, und jede liebenswürdige Kultur treibt am Ende doch Zukunftskeime neuer Art empor." Der Hauptfehler aber wurde bisher immer dadurch gemacht, daß man annahm, mit dem Unterschied „norddeutsch" und „süddeutsch" sei alles gesagt. Ueber alle Unterschiede hinweg lebt und wirkt vielmehr die Gemeinschaftlichkeit, die gerade aus den Unterschieden und den daraus sich ergebenden Wechselwirkungen ihre stärkste Kraft erhält.

Schiffe aus Eisenbeton.

z. In der englischen Presse ist in letzter Zeit wiederholt die Rede von Schiffen aus Beton oder Zement gewesen, wie jedoch anzunehmen ist, handelt es sich dabei nur um den Bau von Leichtern und nicht etwa von Hochseeschiffen mit eigener motorischer Kraft. Dies wird auch durch eine Aeußerung des Ersten Lords der Admiralität bestätigt, der im Unterhause am 13. Dezember 1917 von einem großen Versuch mit Zementleichtern von etwa 1000 To. Tragfähigkeit sprach. Es handelt sich dabei selbstverständlich nicht um Fahrzeuge aus reinem Zement, sondern um solche aus armierten oder Eisenbeton, d. h. aus einer Betonschicht, die auf ein aus Stäben und Drahtnetzen bestehendes Eisengeflecht aufgetragen wird und dieses von allen Seiten umgibt.

Der Gedanke, dieses für den modernen Hochbau so wichtige Material auch für den Schiffsbau zu verwenden, ist durchaus nicht so neu wie mancher vielleicht annehmen wird, denn schon auf der Pariser Weltausstellung 1854 wurde ein Boot aus Eisenbeton gezeigt. Seitdem ist die Idee nicht mehr zur Ruhe gekommen und in den letzten Jahrzehnten namentlich in Italien und Holland weiter ausgebildet worden. Aber auch in Deutschland und anderen Ländern ist eine Reihe von Fahrzeugen aus Beton vom Stapel gelaufen. In allen Fällen aber handelte es sich um Prähme und Leichter für den Hafen- und Küstenverkehr, um Schwimmkörper für Badeanstalten, Eisenbahnfähren und ähnliche Zwecke. Als Baumaterial hat sich dabei der Beton durchaus bewährt. Abgesehen davon, daß er sich vollkommen wasserdicht herstellen läßt, bietet er die Vorteile, daß er feuersicher ist, geringe Unterhaltungskosten erfordert und dem aus ihm erbauten Fahrzeugen eine fast unbegrenzte Lebensdauer verleiht, da das Eisengerippe völlig rostfrei eingeschlossen ist und der Beton mit zunehmenden Alter seine Eigenschaften verbessert. Der für eiserne Fahrzeuge unentbehrliche kostspielige Farbenanstrich ist beim Beton gänzlich überflüssig.

Diesen Vorzügen steht als Nachteil nur das etwas größere Eigengewicht, gleichbedeutend mit einer geringeren Ladefähigkeit bei gleichen Abmessungen, gegenüber. Der Preis stellte sich ungefähr ebenso hoch wie der von eisernen Schiffen. Angesichts der zurzeit herrschenden Knappheit an Schiffsraum wie an Schiffsbaustahl liegen die Aussichten für den Schiffsbau aus Beton überaus günstig, und es ist daher anzunehmen, daß der Bau von Leichtern usw. aus Stahl oder gar aus Holz bald ein überwundener Standpunkt sein wird. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß Betonleichter im Schlepp von Dampfern auch im überseeischen Verkehr eine gewisse Rolle spielen werden. Ja, nach weiterer Guprobung, die noch mancherlei Probleme namentlich in Bezug auf die Längsfestigkeit zu lösen haben wird und natürlich nur Schritt für Schritt vor sich gehen kann, werden wir eines Tages auch einen selbständigen Dampfer aus Beton das Meer befahren sehen. Trotz des beim Bau größerer Fahrzeuge angewendeten Systems der doppelten Außenhaut wird ein solches Schiff aber der Zerstörungskraft eines modernen Torpedos ebensowenig gewachsen sein, wie ein modernes Stahlschiff.

Das letzte deutsche Sammleroriginal.

(Zur bevorstehenden Versteigerung der Sammlung W. Gumprecht.)

Die Sammlung W. Gumprecht die Ende März im Auktionshaus von Cassirer und Helbing in Berlin zur Versteigerung gelangen wird, ist schon im Voraus als eines der bedeutsamsten Ereignisse auf dem deutschen Kunstmarkte zu werten. Interessant ist aber in diesem Fall nicht nur der Reichtum der in Frage stehenden Kunstwerke selbst, sondern auch die Person des Sammlers, dessen festgefügtes Lebenswerk jetzt wieder in einzelne Teile zerlegt werden soll. W. Gumprecht, der im September des vergangenen Jahres als Dreiundachtzigjähriger starb, kann, wie Lothar Brieger im „Ueber Land und Meer" ausführt, gewissermaßen als das letzte deutsche Sammleroriginal bezeichnet werden.

Gumprecht war ein Sonderling. Durch seine Abstammung und seine Lebensweise gehörte er völlig zu jenem abgeschlossenen, heute nur noch in wenigen Resten rein erhaltenen „alten Berlin", an das sich noch immer unsere besten künstlerischen Erinnerungen knüpfen. In den dunklen Zimmern seines alten Hauses im Tiergartenviertel pflegte er oft stundenlang auf Filspantoffeln umherzuwandeln, um immer wieder seine Schätze zu betrachten. Er führte eine Art Einsiedlerdasein, und auch in seinem Verhältnis zu den Kunstwerken war er ein Original, seine größte Liebe galt durchaus nicht immer den wertvollsten Stücken, sondern seine Stellungnahme war eine durchaus individuelle. So liebte er z. B. besonders die mißgestalteten porzellanenen Hofzwerge, von denen er die größte Sammlung in Deutschland zustande brachte. Eine andere Eigenart dieses Sammlers bestand darin, daß er ein unbedingter Feind des Photographierens und Katalogierens war, und darum hat er auch niemals einen Katalog seiner Galreie anlegen lassen.

Gumprecht war einer der allerersten Berliner Sammler, und seine Galerie war auf der ersten Ausstellung, die Geh. Rat v. Bode von alten Werken aus Berliner Privatbesitz machte, am stärksten vertreten. Wie die berühmte und vielbesprochene Sammlung Kauffmann, so wird auch die Sammlung Gumprecht zu einer Millionenauktion führen. Von der Mehrzahl der Käufer, die heute entscheidend auf solchen, leider allzu sehr „modisch" gewordenen Auktionen auftreten, unterschied sich Gumprecht aber durchaus, da er seine Sammlung nicht für die Welt und auch nicht für einen bestimmten Kreis von Gästen, sondern nur für sich anlegte, und es ist bezeichnend, wenn Brieger bemerkt, daß Gumprecht „in seiner Sammlung wohnte". Sein Sammeleifer beschränkte sich nicht auf ein oder zwei bestimmte Gebiete, er galt Teppichen ebenso gut wie Gemälden, Gläsern ebenso gut wie Möbeln und den wunderbarsten Erzeugnissen der Keramik.

Das meiste Aufsehen werden auf der Auktion sicherlich die Gemälde erregen, auf die Gumprechts großer Sammlerruf in der Hauptsache zurückzuführen ist. Gumprecht kaufte mit so viel Verständnis, daß seine Sammlung nur einen bescheidenen Bruchteil von dem gekostet hat, was sie jetzt unzweifelhaft bringen wird. Er war auch einer der ersten Berliner Sammler, die unbedingt auf Bode vertrauten, und diesem Vertrauen hatte er z. B. den Erwerb eines der wertvollsten Stücke, eines wundervollen kleinen Franz Hals, das Brustbild eines Mannes darstellend, zu verdanken. Bode brachte dieses Bild im Jahre 1882 aus London mit, die Sammlertätigkeit Gumprechts aber reicht noch länger zurück, er kaufte sein erstes Bild im Jahre 1878 und sammelte bis fast an sein Lebensende, also mehr als 30 Jahre hindurch. Zuerst schenkte er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den Niederländern, 1890 wandte er sich dann auch den Italienern zu, und 1898 kaufte er wieder einen Niederländer, das zweite Hauptstück seiner Sammlung, den Meister von Flémalle.

Zieht man die Mannigfaltigkeit der in aller Bescheidenheit ständig vergrößerten Gumprechtschen Sammlung in Betracht, zu der außer dem Porzellan auch wunderbare Skulpturen aus Holz kamen, so kann man ruhig erklären, daß es sich hier um einen Nachlaß handelt, der für die Geschichte des deutschen Kunstsammelns eine historische Bedeutung hat. Die heutigen Verhältnisse lassen immer deutlicher erkennen, daß es nicht mehr einen Sammler vom Typus Gumprechts gibt, und leider dürfte diese Art von Sammlern überhaupt nicht wiederkommen.

Fröhliche Ecke.

Der Wunderdoktor. Die Nachmusterung brachte nicht die allerschönsten Mannsbilder vor den ärztlichen Richterstuhl. Aber der Richter war gütig, sah an den kleinen Mängeln vorbei, legte sein Hand auf schiefe Schultern und lobte die ganze Nachlese in die Kasernen hinein. Auch den kleinen dicken Chemiker mit seinen gestapelten Schönheitsfehlern. „Ah", sagte der Mann begeistert, „das ist was ganz Erhebendes. Das ist wie bei unserem Herrn Jesus Christus: er legt Dir die Hand auf, und Du bist gesund, mein Sohn!"

Sieh: es wurde auch der Kollege mit dem alten Herzleiden gesund gesprochen. Mußte er nicht übers ganze Gesicht strahlen? „Ach, Herr Doktor, wenn Sie mir das schriftlich geben könnten!" — „Schriftlich??" — „Ja. Ich bin seit sieben Jahren in Behandlung — ich werde dem Pfuscher einen wundervollen Prozeß anhängen."

*

Es war in einer Stellung, wo es noch Unterstände gab. Da hatten die Franzosen eines Abends einen etwas reichlichen Granatensegen herübergelassen. Der Lutz Johann schilderte das in einem Brief folgendermaßen:

„Ganz sakrisch habns da hergschossen und mir habn immer auf die Deck vom Unterstand gschaut, obs denn halt und gdacht habn mer uns: der Unterstand wird uns doch nicht verlassen. Er hat uns nicht verlassen, wir ihn aber auch nicht."

*

Etwas für Juristen. Gestern mußte ich an den alten Streitfall denken, ob eine Perle, die sich in einer Auster findet, dem Wirt oder dem Gast gehört: ich fand in meinem Tabak eine richtige Kaffeebohne!

*

Alles ist Kriegsersatz. Beim Studium der neuesten Zeitung entfährt einem biederen Soldatenmund das Wort: „Donnerwetter, jetzt gibts auch noch Ersatzwahlen zum Reichstag!"

(„Jugend".)

*

Als ich vorigen Sommer im Bade war, saß ich neben der eleganten Frau eines Fabrikanten, der nicht nur im Kriege jetzt viel Geld verdient, sondern auch schon in Friedenszeiten mit irdischen Gütern gesegnet war, unter anderem auch mit einem schönen Hause in Hannover, was mir meine Nachbarin bald beigebracht hatte. Ich fragte sie, ob sie Hindenburgs Wohnung kenne, worauf sie etwas das Näschen rümpfte und sagte: „Ja, Parterrewohnung, — die Leute sind nun plötzlich was."

*

In der Leitmeritzer „Deutschen Zeitung" bedankt sich eine Blumenhandlung herzlich bei einigen namhaft gemachten Bürgern für das hilfsbereite Eingreifen bei einem Kamin- und Zimmerbrande, durch den die umliegenden Gebäude gefährdet waren. Die besondere Herzlichkeit des Dankes wird damit begründet, „daß der einzige erschienene Feuerwehrmann angesichts des Brandes nur die Worte fand: „Ich kann nichts machen — ich hab die gute Hose an!"

*

Unsere sechsjährige Einzige sehnt sich nach Spielgefährten und quält mich ständig um ein Schwesterchen. Um sie zu beschwichtigen, erkläre ich ihr: „Siehst du, jetzt im Krieg geht das nicht; wir haben doch schon dich, da bekommen wir keinen Bezugsschein für ein zweites Kind."— Sie denkt ein Weilchen angestrengt nach, dann meint sie: „Sag mal, Muttchen, könnten wir da nicht den Großpapa angeben?"

(„Simplizissimus.")

Rätsel-Ecke.

Quadrat-Rätsel.

B	G	H	H
I	O	O	O
O	R	R	R
R	T	T	U

1. Nahrungsmittel.
2. Krankheit.
3. Staat und Fluß in Nordamerika.
4. Gefäß.

Die Buchstaben in vorstehendem Quadrat sind derart zu ordnen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von beigefügter Bedeutung ergeben.

Sinnrätsel.

Treulich wird er dich begleiten,
Hängt an deinen Füßen schier,
Groß und klein zu manchen Zeiten,
Ist bald vor, bald hinter dir.

Liebt man sie im Sommer gleich,
Zieht man gern nicht in ihr Reich.

Merkrätsel.

Knaben — Verdeck — Fechter — Brust
Prediger — Mariechen — Lichter.

Von jedem Wort sind zwei nebeneinander stehende Buchstaben zu merken. Diese Aufgabenpaare müssen im Zusammenhang etwas bezeichnen, das mit den Volksgebräuchen am Weihnachtsfeste innig zusammenhängt.

Scherzrätsel.

Nehm' ich ein halbes Maß zur Hand,
So hält den Erdball es umspannt.

Auflösungen.

Auflösung des Zifferblatträtsels aus voriger Nummer:

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
F	E	L	I	X	I	R	M	A	H	A	R

Felix, Eli, Elixir, Irma, Aha, Ar, Harfe.

Richtig gelöst von: Paul Waibel, Fritz Baßler, Liesel Ritter, Wilhelm Friedenauer, sämtliche hier; Peter W. in Durlach; Charlotte, Gretel und Johanna Dreifuß in Königsbach; Auguste Ankiewicz in Meseritz.

Auflösung des Silbenversteckrätsels aus voriger Nummer:

Echte Liebe überwindet alles.

Richtig gelöst von: Liesel Maier, Willi Naumann, Fritz Baßler, Alwine Müller, Max Stibinger, sämtliche hier; Peter W. in Durlach; Emilie Metz in Jockgrim; Kurt Wüst in Ellmendingen; Marg. und Elschen Bopp, Therese Rosenpläuter in Baden-Baden; Meta Fuchs in Charlottenburg; Georg Wache in Glotowo.

Verantwortlich: Chefredakteur Walther Günther. — Druck und Verlag der „Badischen Landeszeitung", G. m. b. H., in Karlsruhe.